

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 13

Artikel: Annas Irrwege [Fortsetzung]
Autor: Jacot Des Combes, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637670>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 13 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Luft und Licht. Von Karl Gerok.

Luft und Licht der jungen Pflanze, Wenn sie leis die Scholle tupft, Dürstend nach der Sonne Glanze Aus der dunklen Erde schlupft! Dass der Kelch mit Duft sich fülle, Dass die Blüte sich enthülle, Wenn sie aus der Knospe bricht, Luft und Licht!	Luft und Licht den bleichen Kleinen, Die in Stuben dumpf und bang, Wo nicht Mond und Sonne scheinen, Sich gedrückt den Winter lang! Dass mit Faltern und mit Hummeln Sie in Wald und Flur sich tummeln Vor des Himmels Angesicht — Luft und Licht!	Luft und Licht der freien Seele, Wenn sie kühn die Schwingen hebt, Nach des Innern Sinns Befehle Zu den höchsten Sternen strebt! Licht, die Fackel zu entzünden, Luft, die Wahrheit zu verkünden — Wehrt der freien Seele nicht Luft und Licht!
--	---	--

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

13

Ich senkte meine Stirn. „Ja, Herr Hüppi, Sie haben recht. Wie sollten Sie mir noch trauen können. Gestern sagte ich die Lüge und heute die Wahrheit. Aber wie sollen Sie darin unterscheiden? Vielleicht wird einmal die Wahrheit an den Tag kommen. — Ihre Frau und der Brief gegen mich! nein, Sie können mir nicht glauben.“

„Ja, der Brief, das ist's ja gerade“, nickte Hüppi, griff in die Brusttasche und zog das Schreiben vor.

„Mein Gott, mein Gott“, rief ich, „ist so etwas Entsetzliches möglich, eben schwor mir Frau Hüppi, sie habe ihn verbrannt! Geben Sie mir den Brief!“

„Den Brief?“ Hüppi sah mitleidig zu mir herüber. „Mein, mein liebes Kind, der ist mir Goldes wert. Die einzige Sicherheit ist er in all dem Durcheinander. Mit ihm nur kann ich Bardelli überweisen.“

Ich hielt mich am Holzboden der Statue, ich schwankte, die Knie versagten ihren Dienst. Hüppi stützte mich und zog mich fort von seiner Figur. „Was haben Sie denn? Trauen Sie doch am Ende dem Ceromsky nicht das Beste zu? Unbegreiflich! Um Sie ist's wirklich schade!“

Ich fasste eine Hand mit der anderen, um zu fühlen, ob ich wache oder ob der Alpdruck eines unausdenkbaren Traumes sich bis zum Wahnsinn gesteigert. — Ich drückte meine Hand, bis sie heftig schmerzte, und nun sah ich wieder den Tag. Er schien auf die Mutter mit ihrem Kinde, auf Hüppis blonden Bart.

Der Künstler hatte sich von mir zu seiner Arbeit gewandt. Ich wagte ihn nicht mehr zu stören.

Wo ist eine Mutter, rief es in mir, die eine solche Not, wie die meine an ihr Herz nimmt? — und ich schied mit einem Blick auf die Mutter, die ihr Kind schützte und barg. —

Allein, allein, allein! Klang jeder Tritt durch den hohen Raum, und das Echo durchschütterte mein Herz: am Ende von Allem!

*

Ich lief hinaus in die Stadt, sinn- und ziellos. Alles um mich schien ein Taumel, ein verschwommenes Schwanken. Schüler und Angestellte fluteten an mir vorüber, dem Bahnhof zu, und ich ließ mich widerstandslos treiben im Menschengewimmel. Stumpfe Müdigkeit lähmte mein Denken, das Gehen-müssen wurde zur Pein. Ich flüchtete zum Rand des Wassers und fand, totmatt nach einem Ruhesitz mich sehnend, am Quai ein dichtes Boskett, das nach der Hauptstrasse geschlossen, sich nach dem Seeufer wie ein Hufeisen öffnete.

Drei Bänke umzogen die innere Form des Gebüsches, und kühl-dunkles Grün umhüllte mich im schattigen Raum. Schauer um Schauer überrieselte mich in seiner Abgeschlossenheit, und ich wendete die Augen zurück zum Sonnenlicht, das vom glänzenden Seespiegel aufgefangen, hüpfte und flimmerte, flirrte und tanzte. Ich barg nun wieder die gebledeten Blide hinter den wanddichten Zweigen und ließ mich willenlos auf eine der Bänke sinken.

Raum war mir so der Zwang des Vorwärtsgehens, des Aufrechtbleibens genommen, als eine bange, unheimliche Unstetigkeit in mir zu fiebern begann. Bild nach Bild ent-

faltete sie peinigend vor dem Angesicht meines Herzens und atemraubend umwand mich eine ruhelos wallende Kette erlittener Schmerzen. Die Zeit verrann, ohne daß ich ihrer in meinem Jammer geachtet hätte; nur hier und da huschte ein Menschenschatten vorüber und versuchte mich mahnend in die Wirklichkeit des versinkenden Tages zurückzurufen. So im Kampfe zwischen den schweren Träumen und dem Versuche sie abzuschütteln, fielen die wehen Lider mir zu, und ein fester Schlaf erlöste mich von einem Entschluß.

Erschrecken schüttelt mich wach, mitten ins volle erschreckende Dunkel der Nacht. Nur draußen dringt ein langer Streifen kalt-weißen Lichtes bis an den Rand des Buschwerks. Ein Flüstern umtönt mich, ich unterscheide eine Knabenstimme: „Ich will nicht mehr mit dir gehen, was in mir des Lebens sich freute, hast du zunichte gemacht. Nur an dich denke ich Tag und Nacht, wie ein böser Geist verfolgst du mich! Warum lässest du mich nicht? Warum hast du mir meine Reinheit fortgenommen?“ und schluchzend: „Ich weiß es, ich werde wieder mit dir gehen, und wieder werde ich mir unerträglich sein, wenn der Tag scheint. Wenn unsere Liebe das Höchste, das Schönste ist, wie du sagst, weshalb muß ich sie verstecken, weshalb wage ich niemand mehr in die Augen zu sehen, selbst der Mutter nicht mehr, die sich in Kummer um mich verzehrt?“ — „So geh zu ihr, du Säugling und weine bei ihr!“ höhnt eine Männerstimme, und ein hoher und starker Schatten flieht aus dem Dunkel neben mir ins weiß-kalte Licht dort draußen. Ihm nach mit herzbrechendem Angstschrei folgt ein kleiner biegsamer Umriß, bis er das große Phantom erreichend, von ihm umschlungen wird und mit ihm entschwindet.

Welch grauenvolle Ahnung strich mit dem heftigen Stoß anschwellenden Föhnwinds über mich hin! Ich sah zum Himmel auf. Gewitterwolken schoben sich übereinander wie schmutziger Schnee vor drängender Schaufel sich wölbt. Fort von hier! rief es in mir. Aber wohin? Umsonst versuche ich die schlummerschweren Glieder zu lösen — Wellen rauschen gegen das Land, Blätter rieseln im Winde, neu umhüllt mich lähmender Schlaf und hält mich gefangen.

Da trifft eine Stimme mich scharf und schrill. Ein weiblicher Schatten bewegt sich am Ausgang des Busches. „Komm mein hübscher Junge! billig, billig!“ — Krächzt ein heiserer Vogel so? Ein zweiter Schatten eilt vorüber, der erste verfolgt ihn, um allein und traurig an den Rand des Gebüsches zurückzukehren. — Da naht sich ein Riese und seine teuflische Stimme brüllt: „Verfluchte! mußt du mich so um das Meine betrügen? Weshalb denn steht du hier im scheinenden Licht? Geh in die dunkelste Gasse, du, unter die Wirtshauslaterne, die rote, dorthin, wo Trunkene wanken, dorthin, wo man nicht sehen kann wie alt, wie häßlich du bist! Soll ich mich arm fressen lassen von dir?“ Und mit der Faust stößt er sie und treibt sie vor sich her, hinein in die Finsternis.

Ich träumte, denn solches Entsetzen konnte, durfte nicht Leben sein!? Da löste ein frühwolkendes Blatt sich vom Gesträuch und streifte im Fallen meine Hand. Ich nahm es und drückte es gegen die Lider, bis sie schmerzhaft brannten. Ich muß erwachen, ich muß fort, muß mich retten! So sagte ich laut und zitterte in Angst vor meiner Stimme. Wohin? raunten die Aeste, warnte der wallende See. — Noch spürte

ich ja das Schwingen der Zweige, hörte das Wellenschlagen, doch ging ich fort von hier, wohin geriet ich dann? — in finstere Gassen mit roten Laternen?! — Ich hielt mich fest an der Lehne meines Sitzes, ich preßte meine Stirn gegen die Rücken meiner Hände und frug den lieben Gott: „willst du mich ganz verderben lassen?“

Wie spät mochte es sein? Wollte kein Morgenstrahl kommen? Immer dunkler drohte der Himmel. Ein Mann, eine Frau traten herein zu mir, ließen sich nieder, fast neben mir, mein ungeachtet.

„Du hast mir den Himmel auf Erden versprochen, bei deiner Seligkeit hast du geschworen, daß niemals du mich in Schande bringst, daß niemals ein Mensch erfahren soll, was zwischen dir ist und mir, und nun? Der Schande wirfst du mich hin!“

„Ein schlimmer Zufall, mir peinlich genug, doch ich will ein übriges tun, will mit meinem Vater sprechen, er ist kein Geizhals, er wird dich bezahlen.“

„Was soll mir dein Geld? Macht es die Schande gut? Du bist ein erbärmlicher Wicht!“

„Du, hüte dich, halte deine Zunge fest!“ drohte zürnend der Mann, „geh doch, verflag mich, du kannst sehen, ob dabei mehr und besseres herauskommt!“

„O, dir geglaubt zu haben!“ weinte das Mädchen.

Der Liebhaber schwieg, und schwächer wurde das Weinen. Mir grauste, ich hörte Zahlen flüstern, und scheu nach dem Liebespaar mich wendend, sah ich, wie es sich küßte.

Im Einverständnis des Handels erhob es sich, und erst das Dunkel weit draußen verhüllte mir seine Gebärden der Zärtlichkeit.

Nun schnürte mir das Entsetzen die Kehle zu. Feilschte da nicht eine Mutter mit heuchlerischen Tränen und Worten um ihr noch ungeborenes Kind?

Der trübe Morgen graute herauf, und immer namenloser ward mein Alleinsein, je sicherer die Formen der Dinge emporwuchsen, um sich herzlos abzuwenden von meiner Not. Jetzt erst fühlte ich schauernd, wie die Nacht mich, trotz aller Nengste, mit den Bäumen, mit den Wolken des Himmels, mit dem Rauschen des Sees verbunden hatte, während nun im deutlich werdenden Tageslicht alles weit abgetrennt von mir, rings um mich her stand, jedes für sich gesondert, kalt und mir feindlich.

Könnte ich wieder heim, zum Vater! rang ich meine Hände, ach mit welch sehnender Reue der Stunde gedenkend, da die Wahl mir noch frei gestanden. —

Ich hörte den Frühzug in den Bahnhof brausen und raffte mich auf. Nach Arbeit mußte ich suchen!

Ich spürte großen Hunger und fand eine nahe Wirtshaus. Doch kaum hatte ich einen Schluck getrunken, in ein Brot hineingebissen, als ich mich übersatt fühlte und wieder hinaus beehrte. Unschlüssig stand ich auf der Straße; Zeitungsverkäufer brüllten einander die Stimmen nieder, und einer schwenkte sein Blatt so dicht vor mein Gesicht, daß ich aufblicken mußte. Ich sah unter dem Tramwartedach eine Anzahl Menschen, die eine auf ein schwarzes Brett gespannte Zeitung umringen. Neugierig trat ich hinzu; es war ein Anzeiger für offene Stellen. Ich überflog die Menge der Angebote: Mädchen für Alles, Köchinnen, Schreibmaschinenfräuleins, Buchhalterinnen. Endlich am untersten

Rande: Buchhalterinnen, Schneiderinnen, Weißnäherinnen. Das war es! Ich merkte mir Straße und Nummer des Arbeitsamtes und lief eilends dorthin. Ich fand Zeit, mich umzusehen, denn ein buntes Durcheinander meiner Geschlechtsgenossinnen wartete schon an der Auskunftsstelle. Ich trat in einen düsteren Saal, den ein quer von Seitenwand zu Seitenwand laufender Tisch in zwei Räume trennte, einen kleinen, in dem die Auskunftgebende hinter jenem Tische saß, und einen großen, in dem wir, uns drängend, vor dem Tisch standen. Grasgrüne Tuchüberhänge am oberen Teil der Fenster, mit einem schwungvollen Jugendstilmuster gelb bestickt, hinderten das Licht und sogen den Staub in sich hinein, den Hunderte von Stiefelpaaren täglich ihnen zuwirbelten. Auf einem hohen eisernen Kanonenofen hinter dem sitzenden Fräulein, stand eine halb vom Ofenrohr verdeckte rußbehauchte Gipsstatue, und aus der großblumigen roten Tapete sah an vielen Stellen das geheimnisvolle Grau einer früheren Schicht hervor.

Ich betrachtete die neben mir stehenden Mädchen und versuchte nach ihrem Gesichtsausdruck zu ergründen, welcher Berufsart sie angehören mochten. Bei dieser nutzlosen Anstrengung versiel ich bald wieder in dumpfes Brüten über meine Verlassenheit und versäumte dabei aufzupassen, wann ich an die Reihe kam, so daß mich ein sanfter Rippenstoß meiner Nachbarin wecken mußte, als die Stimme des Bureaufräuleins ertönte: „ich glaube, das große Fräulein in dem blauen Hut war vor Ihnen da.“

Ich trat vor und bekam auf meine Frage ein Papier mit einer Anzahl Adressen eingehändigt. Erregt überflog ich das Zettelchen im Hinauseilen und überlegte, was für Möglichkeiten es für mich bergen möchte. Die Firma Wyß sprang mir in die Augen, und es versetzte mir den Atem, als ich den Namen dieses großen und berühmten Geschäftes las, vor dessen blendenden Auslagen ich oft voll unaussprechlicher Bewunderung gestanden hatte. Ja, wenn man mich dort nehmen würde! Der Ehrgeiz klopfte mir bis hoch in den Hals hinauf. Doch verzagt wies ich den Gedanken weit von mir ab: ich besaß ja weder Zeugnis noch Probearbeit, wie hätte ich mich mit leeren Händen in solch ein Geschäft trauen sollen? Ich suchte also nach einem Namen auf der Liste, der mir klein und bescheiden vorkam, und ich dachte mir aus, wie ich den Leuten vorschlagen wollte, ihnen sogleich etwas zur Probe zu nähen, damit sie sehen könnten, was mit mir war. Dieser Gedanke machte mich ganz hoffnungsvoll. Es war nicht weit bis zu der gewählten Privatnähtube. Ein halbwüchsiges Mädchen öffnete mir die Tür und frug was ich wünsche. Ich sagte es, worauf die Kleine mich sofort nach meinen Zeugnissen frug. Ich stammelte, ob ich das Fräulein Näff nicht selbst einmal sprechen könne, doch ehe ich meinen Satz noch beendet, flog mir die Tür vor der Nase zu, und ich hörte etwas um meine Ohren rauschen wie: „Näherinnen ohne Zeugnisse können wir nicht brauchen!“

Ich schloß tapfer ein paarmal bis es drunten war und ging zur zweiten Stelle, die ich zu erlangen hoffte. Ich mußte wieder bis zum Limmatquai zurück, um mich dort in einem kleinen Laden zu melden. Ein junger Mann empfing mich in dem Verkaufslokal, das zu der frühen Vormittagsstunde leer war. Auch er frug sofort nach den Zeugnissen, und als ich

verneinte, sah er mich mit einem Blick, der mich erröten ließ, an, seufzte und sagte: „Jammer schade!“

Gequält stand ich wieder auf der Straße und zog meinen Zettel aus der Tasche, kleinmütig die noch übrigen Namen betrachtend. Ein jeder schien mir eine Enttäuschung darzustellen, und es überkam mich ein zunehmendes Mißtrauen dagegen, diese rätselhaften Gebilde auf dem Papier weiter zu Richtern über mein Wohl und Wehe zu machen. Wachsende Furcht ergriff mich, daß ich bei jeder weiteren Anfrage um eine Hoffnung ärmer sein würde, und was um Gotteswillen sollte aus mir werden, wenn diese Namen, einer nach dem andern abbröckelten und keiner mir half? Dann mußte ich in den See oder langsam verhungern. Daß es auch noch andere Stellen und andere Arbeitsgebiete als die wenigen da auf dem Zettel gab, kam mir gar nicht in den Sinn. Ich lief wie ein Verängsteter, dessen Haus brennt und der in der Not, alles zu verlieren, die kostbarste Zeit, die ihm noch manches retten könnte, in Unentschlossenheit versäumt, verzweifelt in die Stadt hinein, ohne Vorhaben, wie von einem Dämon gepeitscht.

Von einer endlosen Straße geriet ich in die andere. Der graue Himmel drohte wie ein dunkelschweres Granitgebirge vor dem Einsturz. Ich fühlte es so angespannt auf mir lasten, daß ich mich keuchend dagegenstemmte, als könne ich den Zusammenbruch aufhalten. Die ersten Tropfen schlugen mir ins Gesicht. Ich meinte, ich müsse sie zischen hören, so heiß brannte die Bedrängnis in mir. In fürchterlicher Spannung schlich ich auf den regennassen glanzspiegelnden Bürgersteigen wie auf hunteleuchtenden schlüpfrigen Schlangenhäuten. Ich sah die den Regen fliehenden Gestalten an mir vorüberhuschen, fremd, unerreichbar. Häuser rechts und links dicht bei mir waren voll solcher Menschen, und doch war kein einziger darunter, der nach mir frug. Unaufhörlich ineinandergreifend lösten die Straßen einander ab, ohne Ende dehnte sich die Stadt für meine immer müderen, immer schmerzenderen Füße. Noch nie hatte ich mich so bis zur Unerträglichkeit geknechtet gefühlt wie am ersten Tage meiner vollkommenen Freiheit.

Ich war gänzlicher Erschöpfung nahe. In mir schrie es: etwas muß geschehen! Wo befand ich mich überhaupt? Unmerklich war ich in die äußerste Vorstadt geraten, und das Schild einer Wirtschaft entziffernd, spürte ich Lippen und Gaumen in Durst brennen. Schnell trat ich ein und bat um ein Getränk. Eine trostlose, öde Arbeiterkneipe. Klappernd stellte die Wirtin mir das Glas auf den Marmortisch und sagte dazu: „zehn Minuten haben Sie Zeit, Fräulein. Um fünf kommen die Fabrikler, dann wird alles voll hier, bis auf den letzten Platz!“ Erschreckt sah ich auf die Uhr. Was hatte ich denn getrieben in der langen Zeit? Ich stürzte die Limonade hinunter und rannte, wieder meinen Zettel in der Hand, noch nach zwei angegebenen Stellen. Ohne Erfolg. Um sechs wurden die Nähtuben geschlossen. Zwanzig Minuten vor sechs stand ich noch immer arbeitslos auf der Straße. Ich war nun so ermattet, daß ich mir allen Ernstes überlegte, ob ich mich nicht einfach mitten aufs Trottoir werfen sollte, um mit mir geschehen zu lassen was möge, schlimmeres dünkte mich nicht mehr kommen zu können, und irgendjemand mußte mich doch aufheben und sich um mich kümmern. Aber ein innerstes Schamgefühl, mich so bei

vollem Verstande aufzugeben, hielt mich zurück. Der Regen ließ nach. Ich sah, daß ich ganz in der Nähe des Wb'schen Geschäftes war, und ein troziger Gedanke trieb mich, das Unmögliche zu versuchen. Fortgeschickt werden, habe ich heute gelernt, und gelingt auch dies nicht, so ist wenigstens alles gründlich zu Ende. Mit dieser Erwägung trat ich, die leeren Fäuste um mir Mut zu machen geballt, in den großen Laden und frug nach der offenen Stelle.

Man führte mich eine Treppe hinan in das Privatkontor des Chefs, wo mich Herr Wb, ein dunkelblonder älterer Herr mit Vollbart, empfing. Als er mich mit seinen hellen durchdringenden Augen ansah, ach, wie wünschte ich mir da, mich nie vor ihn gewagt zu haben.

„Wo sind Sie bis jetzt gewesen, Fräulein?“ frug er.

„In einer Fremdenpension“, antwortete ich flüsternd.

„Ja“, sagte er, „da sind Sie hier wohl auf dem Holzweg, ich suche eine erstklassige Weibnählerin.“

„Ich habe das Weibnähen erlernt und alle Mäße für die Dame und für den Haushalt genäht; wenn Sie es einmal mit mir versuchen wollten?“

„Und Ihr Zeugnis?“

„Ich habe keines, aber ein Probestück könnte ich Ihnen sogleich anfertigen.“

„Warten Sie einen Augenblick!“ und er nahm sein Handtelefon: „Wie geht's mit der Neuen? Ist nichts? Wieder nichts? Also fort damit! Hier meldet sich ein Fräulein, ich will es Ihnen herbestellen. Ich werde es mit Ihnen versuchen“, wandte er sich mir zu, „Sie sehen ja ganz affurat aus, und mit vorzüglichen Zeugnissen haben wir jetzt zweimal Pech gehabt. Die allererste Hauptsache ist mir die Affuratesse, — Probestück hin oder her, gelegentlich kann sich jede Näherin einmal zusammennehmen, aber immerwährend bei der Sache sein, das können die wenigsten. Und darauf allein kommt es mir an; es muß aus meinem Geschäft ein Stück so exakt geliefert werden wie das andere.“ Er überlegte: „Heute können wir die Näherin nicht mehr entlassen, also kommen Sie übermorgen um acht, und melden Sie sich bei der Direktrice, Fräulein Zollinger. Sie wird Ihnen Arbeit geben und dann bald sehen, ob Sie sich überhaupt für uns eignen.“ (Fortsetzung folgt.)

Stimmungsbilder von einer Adriafahrt.

Vom B. Stumpf-Brand.

Ein Schwelgen ohne Unterlaß in Licht und Farbe seit dem Auslaufen der „Publjana“ im ersten Sonnenstrahl des jungen Jahres. Jetzt aber, um die zweite Nachmittagsstunde wird die Schaulust zur Quelle ekstatischen Glückes. Die Sicht ist so unwirklich, so märchenschön, daß ich mir an die Stirne greife, mich zu vergewissern, ob die seltsam fremde Herrlichkeit ein Traum sei oder das Gebilde einer überhitzten Phantasie. Nein, sie sind, die runden, föhrengrünen Kuppen, die aus den Fluten tauchen wie die sieben Berge der sieben Zwerge und dahinter nochmals sieben höhere Berge, dunkler blauend, mit weißen, spizen Zuderhütchen. Ostwärts, gegen das Festland, ein sinnbetörendes Streifengewebe aus Silber und Blau in allen Tönen; die gelbe Wellenlinie der Uferfelsen geht harmonisch über in

das frühlingzarte Grün der Seestrandkiefern. Hoch darüber, in täuschender Nähe, zaden unirbische weiße Mondberge. Ueber ihre Sättel drohen schwarze Gipfel eines fernen Schattenlandes. Ein Kranz von Rosenwölklein säumt den Himmelsbogen, der blaut in so wunderbar beseligender Tiefe, als wäre dort, gerade dort die Heimat der Erlösten.

Westwärts schillert leichtgekräuselter Meer um den langen vertikal gewellten Rücken einer dunklen Insel. Delphine tauchen auf und unter, und drei Möven silbern in der Sonne. Von meinem Sonnentisch auf der Kommando-Brücke sehe ich kein menschliches Wesen. Allein! Allein mit Gott und seiner lichtdurchwirkten Schöpfung. —

Die Sonne sinkt. Der Lauf des Schiffes zeichnet sich als schnurgerade grüne Wasserstraße. Rechts und links davon perlmuttert das Meer. Im Westen hebt sich aus flüßigem Silber eine Insel, ein Riesenhai mit goldenem Kopfe, samtschwarzem Rücken und violetter Schwanzflosse. Dunkle zackige Berge schließen sich südwärts zu einem engen, düstern Fjord. Gegen Morgen trennen weiße Felsenufer die abgründigen Wasser von Palmen, blauem Rosmarin und üppigen Rosengärten, und aus andächtig stimmenden Zypressenhainen laden Gotteshäuser ein zum Beten. Ein Dörfchen ruht im Schatten immergrüner Eichen, Edelkastanien und Manaeschen. Oleander, Tamarisken und Ephedren säumen einen tiefgebetteten Wasserlauf. Ueber sanften, roten Berglehnen türmt sich wild zerrunfeter, nackter, jetzt scheinbar feuerprühender Fels. Darüber steht auch der Himmel in Flammen. Eine schmale, steile Zickzackwegspur endet hoch oben in einer brennenden Wolke. Dämonisch, schaudererregend ist dieses Abendglühn!

Wohltuender in seiner Ruhe ist der Blick rückwärts, wo zwischen lichtigem Gewölk blaue Himmelsaugen grünen aus weiter, weiter jenseitiger Ferne. Dort, wo die Sonne sank, breitet sich eine verheißungsvolle, überirdische Helle.

Gelbe Lichter flattern über weiße Willen und werfen lange zitternde Goldreflexe auf den schwarzen Wasserspiegel. Am Berghang geistert der Scheinwerfer eines fliehenden Autos. Seltsam scharf zeichnen drei Kirchtürme ihre schlante Weiße auf dunklen Föhrenwald. Dahinter steht schwarz eine beklemmend hohe senkrechte Felswand. Suchend geht der Blick noch höher und haftet wie erlöst am Glanze zweier Bruderwandelsterne dieses Winters: Mars und Jupiter. Meerwärts verhüllendes Dunkel. Wasser und Inseln sind eins geworden unter dem schwarzen Mantel der Nacht. Nur ins rauschende Kielwasser wirft die schmale Mondschiffel bisweilen zackige Blicke. In ruhigem Gleichmaß atmen die Maschinen und die Wellen rauschen ihre alten Ewigkeitslieder. —

Immer tiefer fahren wir in die Nacht. Wie findet unser stolzes Schiff nur den Weg in diesem finstern Insel- und Klippengewirr? Ah! Dort, im undurchdringlichen Nichts leuchtet plötzlich ein weißes stetes Licht, rot blüht es drüben auf, grün der Küste zu. Leuchttürme und Sterne weisen der „Publjana“ sichere Bahn.

Und uns? Durch die nachtdunklen Wirrnisse des Lebens führt ewiglich der, der die Wega und den Sirius entzündet, und einer, der von sich sagen durfte: ich bin das Licht. —

Der Zinsgroschen.

Eigentlich war's kein Zinsgroschen, sondern ein Steuer-groschen, um den sich das Streitgespräch Jesu mit seinen Gegnern drehte. Im Jahre 6 n. Chr. war Judäa ganz von der römischen Verwaltung durchdrungen worden. Das rö-